

Rodrigue Péguy Takou Ndie

Die Suchenden

Roman

Aus dem Französischen von Inga Frohn
unter Mitarbeit von Lena Müller

UNRAST

PROLOG

Ich bin in dem Zimmer, das sie mir zugeteilt haben. Dort hause ich mit vier weiteren Personen und verbringe meine Zeit mit Warten. Sehr viel Zeit. Bei einem Antragsteller wie mir kann jederzeit alles passieren, ohne Vorwarnung. Ich kann niemals sicher sein, ob der Tag, der mit zarter, bebender Fröhlichkeit anbricht wie eine reife Frucht im Wind, auch freudig enden wird. Ich kann morgens grenzenlos glücklich sein und abends in Trübsal und Tränen versinken. Meine Stimmung schlägt um wie das Wetter am Ende des Winters, beeinflusst allein von den Angestellten des Bundesamts, die mein Schicksal durchkneten wie einen Teig. Ich stehe unter Hausarrest in einem *Lager*², denn nach Meinung der Gesetzgeber, die in diesem Land Asylanträge regeln, ist das Risiko, sich einer möglichen Abschiebung zu entziehen, sehr hoch. Zu hoch für sie. So leben alle im *Heim* in Ungewissheit und in der Furcht vor einem schlimmen Brief. Es kann die endgültige Antwort auf den Asylantrag sein oder etwas, das der Sorge nicht wert ist. Auch ich lebe jeden Tag mit der Angst, verharre in der Erwartung, wie der Beamte entscheidet, der meine Akte herausgreifen und bearbeiten wird. Nichts ist sicher, alles befindet sich in der Schwebe, läuft in Zeitlupe ab, alles kann passieren. Das Leben in der Unterkunft, das Leben eines Asylsuchenden im *Heim*, ist ein Dasein, bei dem ein Unbekannter vor langer Zeit die Pausentaste gedrückt hat. Niemand weiß, wann er sich wieder daran erinnern wird.

Ich bin der Inbegriff eines Menschen, der auf ein schicksalhaftes »Hau ab!« wartet. Unzählige Male wurde mir gesagt,

² Die kursiv gedruckten Begriffe stehen im französischen Originaltext auf Deutsch.

dass Deutschland kein Asyl gewährt und sich dabei auf un gerechtfertigte Vorurteile und die berüchtigte Dublin-Regelung stützt, nach der ein Migrant im ersten Land, das er im Schengen-Raum betritt, Asyl beantragen muss. In dieser Logik bilden die Länder der Europäischen Union wie beispielsweise Spanien, Italien, Griechenland und Österreich eine Reihe von aufeinanderfolgenden Mauern um Deutschland (noch mehr Mauern), die der Migrant bezwingen (oder zum Einstürzen bringen) muss, bevor er an sein Ziel gelangt. Diese bequeme geographische Lage schützt den Riesen Europas vor den täglichen Vorstößen der Migranten. Die einzige Möglichkeit, dass ein Asylantrag unverzüglich bearbeitet wird, ohne auf unbestimmte Zeit in den zwischenstaatlichen bürokratischen Labyrinth zu verschwinden, besteht, wenn der Asylsuchende Deutschland auf dem Luftweg erreicht. Leider war das nicht mein Fall.

Auf meiner Reise erlebte ich schreckliches Leid. Es schaudert mich noch heute. Während meiner qualvollen und bitteren Odyssee ins Ungewisse hinterließ ich meine Fingerabdrücke in etlichen Ländern. Mit Sicherheit wurden sie auf Eurodac oder irgendeiner anderen dieser verbrecherischen Datenbanken erfasst. Wie so viele Migranten wurde auch ich schon vor meiner Ankunft in diesem Land verurteilt. Von eiskalten Gesetzen, die sich gegen Suchende wie mich richten.

Es scheint, als werde heute mein Schicksal besiegelt. Viele meiner Bekannten haben es kommen sehen. Sie wussten, dass alles nur eine Frage der Zeit ist. Ich frage mich, ob ich überhaupt Zeit gehabt habe. Und wenn ja, wozu habe ich sie genutzt? Um zu lauschen, wie mein Herz vor Furcht bebte wie ein Stahlblatt, das auf dem Amboss zittert? Um in Panik vor der Polizei zu fliehen? Wozu? Ich weiß es nicht mehr, ich erinnere mich nur noch an die Angst, den Stress und die Tränen.

Ich sitze auf der Unterlage, die mir als Bett dient, und halte den endgültigen Bescheid in der Hand. Nein, genau genommen halte ich ein Ultimatum in der Hand, die Aufforderung, das Land zu verlassen. Doch wohin? Wohin soll ich gehen? Soll ich dorthin zurückkehren, wo ich jeden Tag meines Lebens gelitten habe? Seit der Ablehnung meines Asylantrags habe ich nicht aufgehört zu kämpfen, mich zu wehren, nach einer Möglichkeit zum Bleiben zu suchen. Aber anscheinend ist da nichts zu machen. Freunde haben mir gesagt, dass ich, wenn ich fliehe, achtzehn Monate warten muss, um einen neuen Asylantrag stellen zu können (wenn das schon sehr wacklige Gesetz nicht erneut geändert wird). Monate warten! Vielleicht Jahre! Könnte ich diese Zeit überleben, die noch zu den anderen mit Nichtstun verlorenen Jahren hinzukommen würde? Wie sollte ich mich ohne Arbeit, ohne Essen, ohne Dach über dem Kopf durchschlagen? Und wenn ich bereit wäre zu gehen? Was könnte ich in einem Land tun, das mich traumatisiert hat? In dem es keine Zukunft für mich und meinesgleichen gibt. Nein, ich will nicht umkehren, ich kann nicht zurück.

Ich bin so jung. Ich fühle mich so jung, doch es ist mir unmöglich, das Leben hier zu genießen wie meine Altersgenossen. Sie erscheinen mir so sorglos. Den ganzen Tag mühen sie sich ab, an Zigaretten zu kommen, um zu rauchen wie die Großen. Sie finden Mittel und Wege, um den Erwachsenen Alkohol zu entwenden, und treffen sich dann mit ihrer Beute in einem Garten, in einem Zimmer oder in öffentlichen Parks. Ich dagegen zermartere mir ununterbrochen den Kopf, um auf diesem Boden bleiben zu können, der mich, den Fremden, nicht will. Während sie trinken und rauchen, frage ich mich tagein tagaus, wo und wie ich leben soll. Während sie spielen, denke ich nach. Während sie lachen, weine ich. Während sie essen, würge ich meine eiskalten, leeren, vertrockneten Gedärme heraus.

Ihre Zukunft ist gesichert und meine so düster und wolkenverhangen wie ein Pfad, den meine Brüder und Schwestern mit ihren barfüßigen, gleichmäßigen Schritten seit Tausenden von Generationen stoisch durch den fernen Urwald ziehen. Während sie sich ins Gras legen und die Sonne herbeiwünschen, bin ich dazu verdammt, das Sonnenlicht zu meiden wie Milliarden blasse grüne Blätter, die im Dickicht des Waldes vor sich hinwelken und den dort gedeihenden Lebenswelten Schatten spenden. Ich stehe auf, wage einen Blick aus dem Fenster und sehe die Polizeiwagen, die den Eingang zum *Heim* versperren. Was wollen die Polizisten da? Sind sie meinetwegen hier? Oh seliger Verdammter, unschuldiger Gefangener, jung Verurteilter, dessen einziges Verbrechen das Streben nach Erfolg ist! Oh hungriger Schutzsuchender! War die Flucht aus meinem Land die Lösung? Die beste Entscheidung meines Lebens? Oder der absurdeste Irrtum meines Daseins? Oh meine Vorfahren, betet für mich zu eurem Gott Ta'a Megne Si! Schüttelt eure Rindenstücke und eure tausendjährigen Talismane, helft eurem Sohn mit den mächtigen Beschwörungen unserer legendären Hexenmeister! Gebt eine Antwort auf das rote Öl und das Blut schwarzer Hähne, das literweise am Fuß der geheimen heiligen Bäume geopfert wurde, um euch um ein Wunder anzurufen – erlöst mich von dem drohenden Unheil! Denn nun sie sind hier. Ist meine Zeit gekommen?

KAPITEL 1

Wie viele junge Menschen hat mich das Schnurren der hung- rigen Bäuche aus Afrika vertrieben, das von einer Clique Diktatoren in Beschlag genommen wurde, die den Frieden bekämpfen und sich jeder Art von Entwicklungsmöglichkeit entgegenstellen. Wie viele andere hat mich der höllische Waf- fenlärm vertrieben, der die arme Bevölkerung nie ruhig schlaf- en lässt.

Ja, ich habe mich aus meinem Land davongemacht, das die seit Jahren ungeteilt herrschenden Halbgötter unbewohnbar gemacht haben. Diese Männer reißen die Macht für ein Drittel ihrer Lebenszeit an sich und sorgen dafür, dass das Land für Generationen niemanden kennt als sie selbst und ihre Söhne. Ich habe mein Land verlassen, wo Wandel bisher nur durch Blutvergießen und Krieg möglich war, durch niemals endende Unruhen, die ein scheinbar ruhiges Land in einen Ort voll Leid verwandeln, wo jeder sich selbst zum König macht und sein Gesetz herrschen lässt. Ein Gesetz, das immer zu Ungunsten der Schwachen ausfällt, egal auf welcher Seite sie sich befinden. So sitzt die lethargisch gewordene Bevölkerung in der Klemme zwischen zwei feindlichen Lagern, die angeblich beide für ihr Wohlergehen kämpfen, und weiß nicht, wem sie trauen soll. Konsterniert nimmt sie den Verrat des einen und die Vergel- tung des anderen hin. Sie ist die unverständlichen Kriege leid, sie applaudiert und rühmt den Sieger in der Hoffnung, dass er der befreiende Engel ist, der dem Volk endlich seine Macht zu- rückgeben wird.

Leider weiß sie nicht, dass der Rebell, der triumphierend in die Hauptstadt einfährt und den Platz des alten Herrschers einnimmt, ein seit langem genährtes Begehren befriedigt. Das

Volk liegt ihm nur in den ersten Tagen seiner Herrschaft am Herzen, und mitunter schenkt er ihm auch gar keine Beach- tung. Er hat nur die Opfer im Sinn, die er seit Jahren erbrin- gen musste, um sein Lebensziel zu erreichen. Er will Rache und seinen Lohn. Seine Dankbarkeit gilt den Ländern, die ihn mit Geldmitteln unterstützt haben. Mit dem Verkauf von Waffen, Panzern und anderem Kriegsgerät, mit dem er eine Armee ge- gen den etablierten Machthaber aufstellen konnte. Nebenbei löst er einen Bürgerkrieg aus, der in einigen Landstrichen über Jahre andauern wird und Wirtschaft, Infrastruktur und Bevöl- kerung zugrunde richtet. Sein Ziel ist weder der Wiederaufbau des Landes noch die Rückkehr der Geflüchteten und noch we- niger die Unterstützung der Bevölkerung, die Mühe hat, das Kriegstrauma zu überwinden. Ihm geht es um seinen persönli- chen Wiederaufbau, die Anerkennung Seinesgleichen, die Ver- wirklichung seines Traumes.

Und so offenbaren sich ihm die Geheimnisse der Macht: Mit den Schlüsseln zur Staatskasse betraut, öffnet er das Tor zu einer neuen Dynastie. Die wiederum findet mit dem Sturz des Tyrannen durch einen neuen machthungrigen Rebellen ein Ende, der von unsichtbaren Hintermännern gestützt wird, de- nen er die gleichen Versprechungen macht wie sein Vorgänger, Versprechen, für deren Erfüllung die Entwicklung des ganzen Landes über Jahrzehnte erhalten muss. Und der Kreislauf be- ginnt von vorne.

Unter diesen Bedingungen werden alle mundtot gemacht. Meinungsfreiheit gibt es nicht. Sie ist nur ein Schein, eine Fas- sade, eine Maske. Medienbesitzer, die nach Expansion und Al- leinherrschaft trachten, üben eine strenge Zensur aus und sor- gen für eine permanente, oft erdrückende Beeinflussung ihrer Mitarbeiter. Mitunter ist es Letzteren erlaubt, von den Vorge- setzten peinlich genau kontrollierte und abgewägte Kritik zu

äußern, um vor der Welt den Anschein von Meinungsfreiheit zu erwecken, auch wenn die Fakten das Gegenteil belegen. Ihre redaktionelle Ausrichtung ist ins Schlingern geraten. Die derart hergestellte Kritik besiegelt die Abwertung, die die Freiheit in meinem Land schon vor langem erleiden musste. Ein Journalist, der dennoch unverzagt und entschlossen seiner Arbeit nachgeht, wird insgeheim dafür gerügt, dass er zu eifrig bei der Sache ist. So fällt er aus dem von einer korrupten Hierarchie festgelegten Rahmen, die sich nicht um Berufsethik schert und noch weniger ums Volk. Und sollte der Unerschrockene sich nur der Wahrheit verpflichtet fühlen und weiter gegen den Strom der vorgefertigten Regeln schwimmen, werden seine Gegner ihn vor die Entscheidung stellen, ob er lieber eine gesicherte Arbeitsstelle haben oder auf ewig eine neue suchen möchte.

Und sollte er sich trotz alledem entschließen, die Mächtschaften einer durchtriebenen Regierung offenzulegen, sei es in einem Film oder einem Artikel, einer Radiosendung oder einem Buch, bringen Polizei, Geheimdienst oder auch irgendein Verwaltungsbeamter, der sich gestört fühlt, ihn mit Gewalt zum Schweigen. An Mitteln dazu mangelt es nicht: Erpressung, Einschüchterung, Morddrohungen gegen ihn und seine Familie, Entführung, Freiheitsberaubung, Inhaftierung, Vergiftung, Hexerei, Tötungsversuch, Mord usw.

Dieser Waffen bedient sich das herrschende Regime gegen Journalisten, Schriftsteller, Künstler, Politiker, Regimegegner. Ob berühmt oder unbekannt, reich oder arm, niemand ist davor sicher. In meinem Land zweifelt niemand, dass jeder, der sich öffentlich oder im Privaten dem herrschenden politischen System entgegenstellt, für immer auf der dunklen Seite landet, sich in die Schar der Feinde einreihet, die es auszulöschen gilt. Für die Machthabenden ist ein solches Individuum de facto

ein Separatist, ein Dissident, und sie werden ihm das Leben zur Hölle machen.

Obgleich Menschenrechtsorganisationen ihre Unterstützung zusichern, können sie nichts gegen die verächtlichen Blicke der Nachbarn tun. Sie sind machtlos, wenn ihr Gegenüber das Problem auf Stammesunterschiede zurückführt und jeden westlichen Aktivist zum Feind erklärt, bloß weil er die Inkompetenz einer Regierung aus dem globalen Süden anprangert. So weiß der Betroffene schließlich nicht mehr, wem er überhaupt vertrauen soll. Die Menschen, die ihm nahestehen, werden zur ständigen Bedrohung, seine Familie zu seiner größten Schwäche, einer Last und einem leichten Ziel.

Am Ende ist der politische Aktivist allein, seine Freunde haben ihn verraten und verlassen, er ist isoliert, die Bevölkerung, die er verteidigen will, versteht ihn nicht, Fremde machen ihm Angst. Kommt er endlich zu der Einsicht, dass auch ein fettes Gesäß den Anus nicht verschließt, lässt er nach und nach von den Kämpfen ab, die nur für ihn allein von Bedeutung zu sein scheinen. Möchte er sich und seinem Kampf dennoch treu bleiben, muss er eine neue Strategie finden. Zuerst muss er sein Leben und das seiner Familie vor den Handlangern der Regierung und den Fangarmen des Hungers retten. Leider ist der beste Weg der Entschluss zum Exil, vor allem, wenn er sein Land trotz der Undankbarkeit noch liebt und weiter unterstützen will.

So sieht es in meinem Land und in zahlreichen anderen Ländern Afrikas aus, und viele verschließen die Ohren vor den Berichten oder behaupten, es sei nicht wahr. Es hat mich immer in die Verzweiflung getrieben, dass viele Staaten Künstlern und Aktivisten keinen Glauben schenken, wenn sie sich für die Wahrheit engagieren und eine nachlässige Regierung oder einen ruinösen Staatschef zum Abtreten zwingen wollen. Denn

wenn sie diese nicht ernst nehmen, wie sollen sie mich ernst nehmen, wo ich doch nicht einmal ein leidenschaftlicher Redner bin?

Die meisten Menschen im Norden haben keine Ahnung, was es bedeutet, von der Hand in den Mund zu leben, wie ich es bisher tat, ohne zu wissen, ob das Leben es wert ist. Sie können sich kaum vorstellen, wie es sich anfühlt, wenn die Lebensbedingungen dich dazu zwingen mit vierzehn Jahren erwachsen und mit dreißig alt zu sein. Nur wenige kennen den Groll, der dich überkommt, wenn du den Platz eines Vaters einnehmen musst, der sich aus dem Staub gemacht hat, nachdem er der scheinbar einzigen Pflicht seines Lebens nachgekommen ist: nämlich das Leben weiterzugeben. Und der durch Zufall erschaffene Sprössling ist dazu verdammt, sich ganz allein und ohne jede Unterstützung durchzuschlagen.

Ich selbst habe Elend erlebt und Leid gesehen, das in den Zeitungen keinerlei Erwähnung findet. Ich meine hier nicht die manipulierten Bilder, die auf Werbeplakaten zu sehen sind. Ich spreche von Frauen mit acht Kindern, die keine Arbeit haben. Ich spreche von denen, die ganze Familien durch den Verkauf von Avocados, Guaven, Kolanüssen und Orangen ernähren, und die mit den Steuereintreibern verhandeln müssen, damit ihr Verkaufsstand nicht beschlagnahmt wird. Ich spreche von denen, die sich nur von gekochtem, oft nicht einmal gesalzenem Reis ernähren. Die Sumpfwasser zum Trinken und Kochen benutzen, in das die Reichen flussaufwärts ihre Abwässer leiten.

Ich bin einer von denen, die immer ganz unten waren und die Hand ausstrecken mussten, aber tief im Inneren blieb mir der grimmige Drang, es nach oben zu schaffen. In der Hoffnung auf ein besseres Leben fasste ich den Entschluss, ins Hexagon aufzubrechen. Diese Entscheidung war nicht leicht, es war ein

langer Prozess, genährt von Abenteuerlust und Erfolgsstreben. Ich bin der älteste Sohn einer Familie mit acht Kindern (die drei an Malaria, Cholera und Kwashiorkor gestorbenen nicht mitgezählt). Ich hatte nicht das Glück wie andere Kinder, eine Schulbildung außerhalb meines Dorfs zu genießen. Ich kannte nur das alte, aus der deutschen Kolonialzeit stammende Gebäude, dessen Überreste auch heute noch davon zeugen, dass es in dieser Gegend einstmals eine Schule gegeben hat. Auf eine weiterführende Schule oder gar ein Gymnasium oder auch nur eine Grundschule, die diesen Namen wirklich verdient, wird man wohl noch bis ins nächste Jahrhundert warten müssen. Während die Kinder meines Alters, die in eine wohlhabende Familie hineingeboren waren, den Ort verließen und ihr Studium anderswo fortsetzten, hörte ich mit der Schule auf, da ich ärmer und ohne Vater war und nur auf die Unterstützung meiner Mutter zählen konnte. Doch ich beklagte mich nicht. Ich blieb optimistisch, war ich doch schon weiter gekommen als das halbe Dorf und hatte Lesen und Schreiben gelernt.

Mit blieb nichts anderes übrig, als meiner Mutter mit meinen kleinen Geschwistern zu helfen. Mit anderen Worten, ich musste meine Kindheit und Jugend opfern und meine Mutter beim Verkauf von Tomaten, Kolanüssen und Ananas am Straßenrand unterstützen. Wir rannten hinter den Autos her, um den Reisenden in Bussen und Privatautos unsere Waren anzubieten. In den Augen meiner Mutter lohnte sich das Opfer, das ich erbrachte. Dank meiner Unterstützung konnte sie sich um die sieben anderen Kinder kümmern, meine Brüder und Schwestern, deren Väter ebenfalls keinerlei Verantwortung übernahmen. Sie hatten sich alle davon gemacht und meine Mutter blieb allein mit einer hungrigen Meute. Noch schlimmer war, dass es außer den Kindern auch noch meine Onkel gab.